



*** Es gilt das gesprochene Wort ***

„Der HERR ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Coburg
26. bis 31. März 2017

von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

GLIEDERUNG

	Seite
1. Einleitung	3
2. Sicherheit.....	4
2.1. Die Angst vor Terror und der Wunsch nach Sicherheit.....	4
2.2. Innere Freiheit und Vertrauen – Sicherheit als theologische Kategorie	5
2.3. Äußere Freiheit und äußere Sicherheit – Sicherheit als ethische Kategorie.....	7
2.4. <i>Certitudo</i> und <i>Securitas</i> – das Maß finden	7
2.5. Rechtsextreme Gewalt.....	8
3. Kirche und Politik – Beispiel Flüchtlingspolitik.....	10
4. Christus im Zentrum – Hoffnung für die Ökumene.....	11
5. Das Reformationsjubiläum übertrifft alle Erwartungen.....	12
6. Der PuK-Prozess	13
7. Schluss.....	16

„Der HERR ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“

Bericht vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

1. Einleitung

Liebe Schwestern und Brüder,

für mich ist diese Tagung der Landessynode in mehrfacher Hinsicht eine besondere Synode. Das hat zuallererst biographische Gründe. Die Synode findet statt in meiner wunderbaren Heimatstadt Coburg, in der ich die gesamte Schulzeit verbracht habe, in der ich vor 40 Jahren als amerikanische Austauschschülerin meine Frau kennen gelernt habe. Nach 20 Jahren in der weiten Welt bin ich 1997 wieder nach Coburg zurückgekommen und an der Morizkirche als Pfarrer tätig gewesen – in der Kirche, in der Martin Luther in der Osterwoche 1530 mehrmals gepredigt hatte, bevor er sich während des Augsburger Reichstags auf die Veste Coburg zurückziehen musste. In dem Saal im Kongresshaus, in dem wir tagen, habe ich meine Tanzstundenabschlussbälle erlebt und das zentrale Gemeindehaus Kontakt, in dem einige unserer Sitzungen stattfinden werden, durfte ich als Pfarrer mit konzipieren.

Diese Synode ist für mich aber auch jenseits meiner eigenen Biographie eine besondere, weil sie im Reformationsjubiläumsjahr 2017 stattfindet. Nach der EKD-Vereinigungssynode 1990 und der Landessynode 1994, in der das neue Gesangbuch eingeführt wurde, findet erneut eine historisch bedeutende Synodentagung in Coburg statt, wo Martin Luther mehr Zeit verbracht hat als in jeder anderen bayerischen Stadt. Sie ist eine besondere Tagung, weil wir hier den Auftakt zu einem Prozess geben wollen, der unsere Kirche so profilieren und konzentrieren soll, dass sie auch unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen die Botschaft des Evangeliums ausstrahlungstark weitergeben und leben wird.

Viele Menschen spüren, dass genau das jetzt wichtiger ist denn je. Wir brauchen Botschaften der Kraft, der Zuversicht und der Orientierung in einer Zeit, in der vieles so unsicher zu sein scheint. Ob es die Weltlage ist, mit ihren Gefährdungen demokratischer Errungenschaften und mit ihren Abgründen von Gewalt. Ob es die Sorge ist, dass Europa auseinanderbricht, oder die Erkenntnis, dass es angesichts der heutigen blitzschnellen Verbreitung von Botschaften im Internet ohne Quellenangabe immer schwerer festzustellen ist, ob etwas, wahr oder falsch ist. Da alles kommt zu den Unsicherheiten hinzu, denen wir in unserem je persönlichen Leben ausgesetzt sind.

Deswegen stelle ich heute ein Thema in das Zentrum meines Berichtes, das viele Menschen im Alltag beschäftigt und das auch für unsere Kirche von hoher Relevanz ist, aber gleichzeitig theologisch viel zu wenig reflektiert worden ist: das Thema Sicherheit.

2. Sicherheit

2.1. Die Angst vor Terror und der Wunsch nach Sicherheit

Die Predigten am vergangenen Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel waren geprägt von dem Schock des fürchterlichen Anschlags auf dem Berliner Weihnachtsmarkt. Der politisch motivierte Terror hat endgültig Deutschland erreicht. Wir, die wir gepredigt haben, haben versucht, den Menschen Mut zuzusprechen. Aber die Angst und Unsicherheit war da. In Interviews wurde ich nach der polizeilichen Absicherung der bevorstehenden Weihnachtsgottesdienste gefragt.

Der Anschlag von London vor wenigen Tagen ist das neueste traurige Zeichen dafür: Die Welt hat sich verändert. Und als das entscheidende Wendedatum gilt der 11.09.2001. Wenn wir heute die Worte *Nine Eleven* hören, dann wissen wir allein anhand dieser beiden Zahlen, wovon die Rede ist. Mit dem Anschlag auf die Türme des World Trade Center in New York hat – so der Zukunftsforscher Matthias Horx – das „Zeitalter der Unsicherheit“¹ begonnen. Terrorbekämpfung ist eines der wichtigsten Felder politischen Handelns geworden.

Gefühlte Angst und faktisches Risiko klaffen indessen auseinander. Wir erfahren, dass Wahrnehmung von Sicherheit ein mediales und psychologisches Konstrukt ist.

Im September 2013 hörten wir bei einer Konsultation in Sao Paolo mit unseren Partnerkirchen zum Thema Gewalt die Berichte unserer Schwestern und Brüder aus ihren jeweiligen Ländern. Sie erzählten von der Ohnmacht gegenüber der Gewalt. Der Kirchenpräsident unserer Partnerkirche in Honduras berichtete, dass in seinem kleinen Land mit acht Millionen Einwohnern durchschnittlich 20 Morde am Tag begangen wurden. Die Polizei war machtlos dagegen. Dann berichtete unsere damalige Synodalpräsidentin Dorothea Deneke-Stöll. Ich vergesse nie die ungläubigen Gesichter unserer Schwestern und Brüder, als sie von den 6 Morden in der Millionenstadt München sprach, die im ganzen Jahr 2012 geschahen, und davon, dass alle Täter gefasst worden waren. Erst da verstand ich, wie gesegnet wir in unserem Land sind, was das Thema Sicherheit angeht. Und daran hat sich bis heute nichts Grundlegendes geändert. Das Gefühl aber hat sich geändert.

„Fürchtet euch nicht“, so lautete eine Überschrift in der Süddeutschen Zeitung vom Wochenende des 14./15. Januar 2017. Und im Untertitel hieß es: „München wird immer sicherer. Die Zahl der Delikte geht seit Jahren zurück – und trotzdem fühlen sich viele Menschen zunehmend verängstigt. Politik und Behörden reagieren mit noch mehr Kontrollen und versuchen, soziale Randgruppen zu verdrängen. Dabei könnte man mit einfachen Lösungen oft viel erreichen, sagt ein Experte.“ In München, so sagt die Kriminalstatistik, sind die Kriminaldelikte im vergangenen Jahr insgesamt um 2,1% zurückgegangen sind, rechnet man die Verstöße von Ausländern gegen die Residenzpflicht oder illegale Einreisen weg. Die Straftaten in Bayern haben im vergangenen Jahr zwar leicht zugenommen, dennoch bleibt Bayern statistisch gesehen das sicherste Bundesland. Rechnet man auch hier die ausländerrechtlichen Verstöße weg, so sind die Kriminaldelikte in Bayern um 3,3% gestiegen. Zugenommen haben Körperverletzungen, Rauschgiftdelikte und Straftaten im Internet. Ebenso ist die Zahl der vorsätzlichen Tötungen gestiegen, nicht zuletzt wegen der Morde des Amoklaufes in München. Die Zahl von Straftaten bei Zuwanderern ist gestiegen, das liegt aber – darauf hat der Innenminister bei der Vorstellung der Daten mit guten Gründen hingewiesen – auch daran, dass die Zahl der Flüchtlinge insgesamt größer geworden ist.² All diese Daten bewegen sich auf

¹ Matthias Horx, *The Insecurity Age – Das Unsicherheitszeitalter*, Frankfurt 2001.

² Süddeutsche Zeitung Nr. 61, 14. März 2017, R11, „In Bayern leben, heißt sicherer leben.“ Zitat: „Wir haben eine deutliche Zunahme bei den Straftaten von Zuwanderern“, sagte Herrmann. Das liege jedoch auch daran, dass die Zahl der Flüchtlinge insgesamt gestiegen sei.“

einem vergleichsweise sehr niedrigen Niveau. Insgesamt – so darf man sagen – leben wir an einem der sichersten Orte der Welt.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass die SZ für ihre Überschrift ein Bibelzitat gewählt hat und nicht ein Statistik-Ergebnis. Statistiken sind weithin machtlos, wenn schreckliche Ereignisse und die Bilder, die davon verbreitet werden, sich ins Bewusstsein eingraben.

Deswegen ist die erste Herausforderung, bei der gerade wir als Kirche etwas Besonderes zu sagen haben, die Frage, wie wir einerseits das Sicherheitsbedürfnis der Menschen ernst nehmen und gleichzeitig nicht aus der Furcht, sondern aus dem Vertrauen leben. Im Lateinischen gibt es zwei Begriffe für das Wort „Sicherheit“: *certitudo* und *securitas*. *Certitudo* ist eine *innere* Gewissheit, die nicht abhängig ist von äußeren Sicherheiten. *Securitas* – ein Begriff, den Sie auch als Firmennamen für Geldtransportunternehmen finden können – bezeichnet eine Sicherheit gegenüber *äußeren* Bedrohungen. Ich will zunächst über die innere Gewissheit reden, die für uns Christen die Quelle allen Vertrauens ist.

2.2. Innere Freiheit und Vertrauen – Sicherheit als theologische Kategorie

Man kann den christlichen Glauben als einen einzigen Gegenentwurf zu einem Leben aus der Angst verstehen. Die innere Gewissheit, dass Gott mit uns geht, auch dann, wenn wir „wandern im finstern Tal“, dass er uns immer wieder von neuem „zum frischen Wasser führt“ (Ps 23), dass „nichts uns trennen kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist unserem Herrn“ (Röm 8,37ff), ist die Basis dafür, immer wieder von neuem zu lernen, mit den Unsicherheiten des Lebens umzugehen.

Das ist heute unsere Gefahr: dass wir verlernt haben, mit unserer Verletzlichkeit und Verwundbarkeit umzugehen und stattdessen meinen, alles kontrollieren und sichern zu können. Umso heftiger trifft es uns, wenn wir schmerzlich erfahren, dass dies nicht möglich ist, und wir keine absolute Sicherheit garantieren können. „Die meist unsichtbare Unterseite von Sicherheitsdiskursen und Sicherheitshandlungen“ so hat die katholische Ethikerin Regina Ammicht-Quinn festgestellt – „ist das Sichtbarwerden menschlicher Verletzbarkeit.“³

Natürlich brauchen wir sichere Ordnungen, die uns ein möglichst gefahrloses Leben ermöglichen. Jeder und jede möchte nachts ohne Probleme durch die Straßen laufen können, oder seine Kinder gefahrlos in die Schule schicken können. Doch wir müssen genau hinsehen, ob die Sicherheit der Freiheit der Menschen dient oder ob sie der dominante Maßstab aller politischer Entscheidungen wird, vielleicht gar zu einer Art Ideologie, der sämtliche Freiheiten geopfert werden. Wenn wir versuchen, mangels innerer Gewissheiten nur noch verzweifelt äußere Sicherheit zu gewinnen, dann enden wir im Extremfall beim Polizeistaat. Wir brauchen innere Ressourcen, um mit den Unsicherheiten umzugehen, die am Ende niemand beseitigen kann.

Martin Luther hat einmal sehr schön zum Ausdruck gebracht, woher diese Ressourcen für uns Christen kommen: „Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiss, dass er tausendmal dafür sterben würde. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher

³ Regina Ammicht-Quinn, Sicherheitsethik. Eine Einführung, in Regina Ammicht-Quinn (Hg.), Sicherheitsethik, Heidelberg: Springer Verlag 2014, 42.

Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen; das wirkt der Heilige Geist im Glauben.“⁴

Wo wir als Christen neu lernen, aus solchen inneren Ressourcen zu leben, da können wir auch unter den Bedingungen von Unsicherheit die Angst immer wieder von neuem überwinden. „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, Liebe und Besonnenheit.“ (2. Tim 1,7). Diese Gewissheit des Paulus hilft uns, auf Bedrohungen unserer äußeren Sicherheit so zu reagieren, dass dadurch nicht noch mehr Schaden angerichtet wird und dass Terroristen ihr Ziel nicht erreichen, Angst zu verbreiten und Hass zu säen.

Unsere Glaubensgeschichte ist voll von unsicheren und ungewissen Aufbrüchen. Es beginnt mit Gottes Anrede an Abraham: „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ (Gen 12,1) Abraham bricht auf in die Unsicherheit. Die Bibel erzählt nicht, wie er sich gefühlt hat, ob unsicher oder zuversichtlich, ob er Gefahren an Leib und Leben begegnet ist. Vermutlich schon. Doch über all diesen Erfahrungen steht die Zusage Gottes, die Abraham ins Vertrauen führt. „Ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.“ (Gen 12,2). Es geht weiter mit Gottes Zusage an Mose, sein Volk aus der Sklaverei in die Freiheit zu führen. Es bewährt sich darin, dass Gottes durch den Propheten Jesaja gegebene Verheißung an sein Volk im babylonischen Exil, dass es heimkehren werde, wahr wird: „Ihr sollt in Freuden ausziehen und im Frieden geleitet werden. Berge und Hügel sollen vor euch her frohlocken mit Jauchzen und alle Bäume auf dem Felde in die Hände klatschen“ (Jes 55,12).

Und es findet seine unüberbietbare Vollendung in der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, in der Gottes Nähe zu den Menschen und sein unverbrüchlicher Beistand ein menschliches Gesicht bekommt. Auch Jesus kennt Situationen der Gefahr und der Unsicherheit, auch er ringt um Gewissheit und Vertrauen – etwa im Garten Gethsemane. Und doch steht hinter all diesen Erfahrungen die Zusage Christi, dass er uns innere Kraft und Gewissheit schenkt: (Mt 11,28-30): „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Das ist die Kraft, von der Dietrich Bonhoeffer in seinem berühmten Glaubensbekenntnis spricht, das ich daher immer wieder zitiere: „Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“

Unter dieser Zusage dürfen wir leben. So wie es sichtbar und spürbar wurde bei dem Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche an dem Abend, der dem Anschlag auf dem Weihnachtsmarkt direkt vor der Kirchentüre folgte. Am Ende fassten sich alle an den Händen und brachten damit zum Ausdruck, wie die Kraft Gottes uns zusammen führt und stark macht, um dem Hass und der Gewalt nicht die Oberhand zu lassen.

Um dieses Vertrauen geht es, wenn wir als Kirche in den unsicheren Lebenssituationen von Menschen einfach da sind, begleiten, zuhören, mitgehen. Die Seelsorgeangebote in den Kirchengemeinden, in der Telefonseelsorge, in den Krankenhäusern, im Gefängnis, in der Kur- und Urlauberseelsorge, sie alle sind so wichtig, weil sie den Menschen zeigen: Es ist jemand für dich da.

Da zu sein, wo die anderen uns brauchen, darum geht es auch in den Fresh Expressions-Projekten unserer Kirche. Beim Fürth-Festival war die evangelische Kirche mit einer Kirchenbank präsent: Auf der Kirchenbank stand die Aufschrift: „Platz für jeden“. Drei Fürther Pfarrerinnen waren für die Menschen ansprechbar. Als Vertreterinnen evangelischer Kirche waren sie durch ihre Talare leicht erkennbar und konnten unkompliziert Kontakt zu Menschen aufnehmen. Sie berichteten von berührenden Gesprächen.

Von dem Vertrauen unseres Glaubens zu sprechen, heißt nicht, dass Bemühungen um äußere Sicherheit ihre Bedeutung verlieren oder als ethisch irrelevant erscheinen könnten. Wer daran zweifelt, muss nur einem Menschen gegenübertreten, der Opfer eines Verbrechens geworden ist und sich das unermessliche Leid nahegehen lassen, dass damit oft verbunden ist. Es reicht auch, sich Situationen im persönlichen Leben vorzustellen, in denen wir einfach dankbar sind, dass wir die Polizei rufen können.

⁴ Evangelisches Gesangbuch, S.631.

2.3. Äußere Freiheit und äußere Sicherheit – Sicherheit als ethische Kategorie

Für Martin Luther hat die ethische Bedeutung auch von äußerer Sicherheit einen zentralen Stellenwert in seinem theologischen Denken. Die Tradition hat diese Gedanken als „Zweireichelehre“ bezeichnet. Genauer müssen wir sagen: Zweiregimentelehre“. Diese Lehre versucht eine Antwort darauf zu geben, wie Menschen, die aus ganzem Herzen Christen sind, gleichzeitig politische und polizeiliche Verantwortung übernehmen können, obwohl sie dabei möglicherweise auch Gewalt anwenden müssen.

Zu diesem Problem sagt Luther in seiner Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ von 1523 Folgendes:

„Darum hat Gott zwei Regimente verordnet: das geistliche, welches Christen und fromme Leute macht durch den heiligen Geist, unter Christus, und das weltliche, das den Unchristen und Bösen wehrt, dass sie äußerlich Frieden halten und still sein müssen, ob sie wollen oder nicht... Wenn nun jemand die Welt nach dem Evangelium regieren und alles weltliche Recht und Schwert aufheben und vorgeben wollte, sie wären alle getauft und Christen, unter denen das Evangelium kein Recht noch Schwert haben will, und wo es auch nicht nötig ist: Lieber, rate, was würde derselbe machen? Er würde den wilden, bösen Tieren die Bande und Ketten auflösen, dass sie jedermann zerrissen und zerbissen, und daneben vorgeben, es wären feine, zahme, zutrauliche Tierlein....“

Luther hat mit diesen Worten nicht – wie vielfach unterstellt – im weltlichen Bereich eine Eigengesetzlichkeit zugelassen, die sich nicht mehr nach Gottes Geboten zu richten hätte. Sondern er wollte einen Weg weisen, wie die Liebe Gottes in Situationen äußerer Bedrohung gelebt werden kann. Das Recht soll die Schwachen schützen – auch das ist eine Ausdrucksform von Liebe. Wenn Menschen Unrecht und Gewalt ausgesetzt sind, dann ist es die ethische, letztlich in der Liebe gegründete Pflicht des Staates, sie vor den Gewalttätern zu schützen.

Im Sinne Luthers ist es deswegen ausdrücklich ethisch zu würdigen, wenn Polizistinnen und Polizisten heute genau das tun. Jedes Mal, wenn in den Nachrichten von der Vereitelung eines Anschlags durch gute polizeiliche Ermittlungen berichtet wird, bin ich voller Dankbarkeit für die Leistung derjenigen, die Menschenleben gerettet und viel Leid verhindert haben. Ich habe vor einiger Zeit die Polizeischule in Eichstätt besucht. Was ich da erlebt habe an sorgfältiger Ausbildung und besonders auch an ethischer Sensibilität, hat mich sehr beeindruckt. Daher danke ich all denen von Herzen, die in unserer Polizei und unseren Sicherheitsbehörden jeden Tag ihren Dienst tun und das manchmal mit geringer Bezahlung und aufreibenden Dienstplänen. Und ich danke den Polizeiseelsorgern und -seelsorgerinnen, die die Beamten bei ihrer Tätigkeit begleiten. Danke für allen Einsatz!

Wie können wir unseren Umgang mit der Sorge um die äußere Sicherheit so gestalten, dass er das richtige Maß nicht verfehlt?

2.4. *Certitudo* und *Securitas* – das Maß finden

Menschen sind unterschiedlich. Die einen haben ein Sicherheitsbedürfnis, und nehmen umfassende Personenkontrollen, Leibesvisitationen oder Ausgehverbote in Kauf, um das Risiko eines Anschlags zu begrenzen. Andere wollen ohne Kontrollen leben und akzeptieren dafür das

Risiko eines Anschlags. Was den einen als Akt der Freiheit erscheint, ist den anderen Leichtsinns. Was die einen als Schutzmaßnahme begrüßen, erfahren die anderen als Überreaktion.

Weil die Erfahrungen so unterschiedlich sind, braucht es Übereinkünfte, die in demokratischen Staaten im politischen Willensbildungsprozess erzielt werden. Ein bewusster Umgang mit dem Thema ist wichtig, weil es besonders hysterieanfällig ist. Es enthält die Tendenz zu überzogenen Sicherheitsmaßnahmen. Denn diejenigen, die die Gefahr besonders unterstreichen, haben immer Recht. Wann immer ein Anschlag passiert, können sie sagen: Hättet ihr nur auf uns gehört. Umgekehrt gilt: Wer vorher für Gelassenheit plädiert hat, wird nachher dafür verantwortlich gemacht, dass die befürchtete Gefahr tatsächlich eingetreten ist. Nur ein Befürworter des Polizeistaates wäre vor einem solchen nachträglichen Vorwurf sicher. Aber wer will einen Polizeistaat?

Ein angemessener Umgang mit dem Sicherheitsthema, verlangt deswegen einen gesellschaftlichen Konsens über den Wert der Freiheit. Und er verlangt die Bereitschaft zur gemeinsamen Übernahme von Verantwortung im Falle, dass die befürchtete Gefahr eintritt. Eines geht nicht: dankbar die Vorteile eines freien Lebens genießen und im Falle eines Anschlags die Polizei wegen Nichterfüllung ihrer Schutzpflicht anklagen. Politik und Polizei müssen sich darauf verlassen können, dass die Bürgerinnen und Bürger es mittragen, wenn bei Sicherheitsmaßnahmen das rechte Maß gehalten wird.

Dass wir mit einem auf das rechte Maß begrenzten Sicherheitsapparat gut leben können, erfordert die Einbettung der *securitas* in die *certitudo*, in die Gewissheit, auch in den Unwägbarkeiten des Lebens, getragen und behütet zu sein. In der Vermittlung dieser Gewissheit liegt eine Kernaufgabe von uns als Kirche.

Wie wichtig umgekehrt die *securitas* ist, zeigt eine Entwicklung in unserem Land, die vielen große Sorge macht und die ich als Frontalangriff gegen die Gottebenbildlichkeit des Menschen verstehe. Es geht um den Anstieg rechtsextremer Gewalt.

2.5. Rechtsextreme Gewalt

Die rechtsextreme Gewalt hat sprunghaft zugenommen. Die Situation ist besorgniserregend.

Im Jahr 2016 gab es bundesweit 2545 Angriffe auf Flüchtlinge außerhalb ihrer Unterkünfte. Hinzu kommen 988 Angriffe auf Flüchtlingsheime – im Jahr 2015 hatte es 1031 gegeben. 217 Attacken gegen Hilfsorganisationen oder freiwillige Asyl-Helfer wurden gezählt. Im gesamten Jahr 2016 wurden bei diesen Delikten 560 Menschen verletzt, darunter 43 Kinder. Rechnet man die Zahlen dieser rassistischen Alltagsgewalt zusammen, dann kommt man auf über 3500 Fälle von An- und Übergriffen im Zusammenhang mit geflüchteten Menschen, also fast zehn An- und Übergriffe pro Tag.

Die Zahl der Übergriffe auf Flüchtlingsunterkünfte in Bayern hat im Jahr 2016 deutlich zugenommen. Im Jahr 2014 gab es 25 Fälle, im Jahr 2015 78 und im Jahr 2016 94. Betroffen sind alle Regionen in Bayern. Von den 94 Fällen von Angriffen auf Flüchtlings- und Asylbewerberheime waren nach Angaben der Ermittlungsbehörden 84 rechtsextremistisch motiviert. Flüchtlinge und Asylbewerber wurden in Bayern im vergangenen Jahr weit über 400 Mal Opfer einer rechten Straftat – mehr als in jedem anderen Bundesland. Damit hat sich die Zahl seit 2014 fast vervierfacht.⁵

⁵ Quelle: Bayerischer Rundfunk, 1. 3. 2017.

Ich habe eben deutlich zu machen versucht, warum die Tätigkeit der Sicherheitsbehörden grundsätzlich hohe ethische Wertschätzung verdient. Wenn es um den Schutz von Menschen geht, die hier aufgrund schlimmer Erfahrungen in ihren Heimatländern Schutz suchen, wird das in besonderer Weise deutlich. Sicherheitsbehörden können allerdings erst dann einschreiten, wenn es zu spät ist, wenn sich rechtsextreme Einstellungen bereits entwickelt haben und irgendwann vielleicht sogar in Gewalt münden. Umso wichtiger ist die Prävention. In unserem „Bayerischen Bündnis für Toleranz – Demokratie und Menschenwürde schützen“ geht es genau darum.

Ich gehe immer mit viel Hoffnung aus den Treffen dieses Bündnisses, welches inzwischen 68 Organisationen aus der Mitte der bayerischen Gesellschaft umfasst. Das Engagement für die Menschenwürde und gegen Rassismus und Antisemitismus zeigt die Stärke unserer bayerischen Zivilgesellschaft. Vier Beispiele finden Sie in der schriftlichen Fassung meines Berichts. Von einem will ich Ihnen jetzt berichten:

In jedem Jahr haben wir im Bündnis ein Schwerpunktthema. Diesmal sind es – begleitet vom Bayerischen Bauernverband – die ländlichen Räume. Das Projekt „**Maibaum für Toleranz**“ ist von der Bayerischen Landjugend entwickelt worden. „Unser Land ist tolerant – den Maibaum 2017 stellen wir gemeinsam auf!“ Unter diesem Motto laden wir als Bündnis für Toleranz unsere Mitgliedsverbände und alle Interessierten ein, das alljährliche Aufstellen des Maibaums unter das Motto „Maibaum für Toleranz“ zu stellen. Möglichst viele Gruppen aus jedem Dorf sollen beteiligt werden, am besten auch Migranten und Geflüchtete. Beim Aufstellen des Maibaums wird an allen Orten ein Text verlesen, der das Ziel der Aktion erläutert. Dazu haben sich u.a. Innenminister Joachim Herrmann, Bauernpräsident Walter Heidl, meine Ständige Vertreterin Susanne Breit-Keßler und Oberkirchenrat Detlev Bierbaum bereit erklärt. Ich werde als Sprecher des Bündnisses auch dabei sein. Ein Produkt liegt auf Ihren Tischen – der Bierfilz zur Aktion! Außerdem lobt das Bündnis einen Wettbewerb aus, der das Engagement für den schönsten bzw. originellsten Maibaum belohnen soll – das Preisgeld wird vom Bayerischen Verein für Toleranz (Vorsitzender Dr. Johannes Friedrich) und vom Bayerischen Landwirtschaftsministerium zur Verfügung gestellt. So sind wir und unsere Bäume im Land „gemeinsam gut aufgestellt!“

Hier weitere Projekte des Bündnisses:

Zielrichtung junge Menschen und Soziale Medien – Projekt „Aktiv gegen Vorurteile“: Parabol in Nürnberg, das medienpädagogische Zentrum Mittelfrankens, und das jff in München setzen unser im Bündnis für Toleranz mit entwickeltes Projekt „Aktiv gegen Vorurteile“ um. Es entstehen mehr als 40 Medienprojekte, Audios und Videos, in denen sich Jugendliche gemeinsam mit Vorurteilen auseinandersetzen. Der Wert des Projektes liegt sowohl in den Produkten selbst, die auch ich über meine Facebookseite verbreiten werde, als auch in der Entstehung der Clips an sich, in der sich Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund intensiv mit unterschiedlichen Wahrnehmungen und Meinungen, ihren eigenen Vorurteilen und Ressentiments befassen und diese medial umsetzen.

Zielrichtung Polizei und Zivilgesellschaft – Projekte „Perspektivwechsel“: Die Geschäftsstelle des Bündnisses ist an zwei Modellprojekten beteiligt, die auf Bundes- und auf Landesebene umgesetzt werden. Adressaten sind Polizei und Zivilgesellschaft gleichermaßen. Es geht darum, dass sich Menschen, die sich öffentlich bei Demonstrationen gegen Nazikundgebungen stellen, und Polizeibeamten in einen Dialog begeben mit dem Ziel, einen gegenseitigen Perspektivwechsel herzustellen. Sie sprechen dabei über Rollenbilder, Rollenfunktionen, Gewalterfahrungen, Wahrnehmungen des Gegenübers etc. Organisiert werden die bayerischen Seminare übrigens mit Unterstützung und durch Vermittlung der Polizeiseelsorge aus Nürnberg.

Zielrichtung Öffentlichkeit, Kirche und Politik – Projekt „Studie Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“: Gemeinsam mit dem Diözesanrat der Erzdiözese München-Freising, dem DGB Bayern, dem Bayerischen Jugendring, der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Landeshauptstadt München haben wir als Landeskirche bei der LMU München eine Studie zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit in Bayern gefördert. Damit haben wir erstmals aussagekräftige Daten zu den Einstellungen und

Haltungen der bayerischen Bevölkerung etwa in Bezug auf Antisemitismus, Muslimfeindlichkeit und Homophobie. Nun wissen wir, in welchen Feldern wir uns noch mehr engagieren müssen, auch wenn die Zahlen für Protestanten besser sind als der Durchschnitt. Gerade das mangelnde Institutionenvertrauen und fehlende Angebote zur Herausbildung in sich ruhender Identitäten bleiben jedoch große Aufgaben für uns, verstärken sie doch ablehnende Einstellungen gegenüber bestimmten Gruppen. Derzeit diskutieren wir die Ergebnisse mit der Öffentlichkeit und der Politik in Veranstaltungen an mehr als 30 Orten in Bayern.

Das Thema Sicherheit und das Thema Rechtsextremismus sind Beispiele dafür, dass ein Thema sorgfältig reflektiert werden muss, das immer wieder Anlass zu Debatten gibt, das Verhältnis von Kirche und Politik.

3. Kirche und Politik – Beispiel Flüchtlingspolitik

In den vergangenen Monaten ist verschiedentlich öffentlich darauf hingewiesen worden, dass die Kirche sich nicht in unangemessener Weise in tagespolitische Auseinandersetzungen oder gar in parteipolitische Debatten einmischen solle. Dem stimme ich aus vollem Herzen zu. In einem Wahlkampfjahr ist es für uns als Kirche besonders wichtig, mit politischen Aussagen sorgsam umzugehen. Niemand muss sich allerdings Sorgen machen, dass der Landesbischof mit dem Instrument politischer Stellungnahmen inflationär umgeht. Ich überlege mir genau, zu welchen Fragen ich wann etwas sage. Kriterium dafür kann indessen nicht sein, dass es niemandem weh tut oder viele oder gar alle Beifall klatschen.

Es kann auch eine von außen hereingetragene Politisierung der Kirche sein, wenn ihr bei kritischen Stellungnahmen permanent politische Motive unterstellt werden oder politische Farbenlehren die in der parteipolitischen Auseinandersetzung üblich sind, zur dominierenden Lesebrille werden. Diese in die Kirche hinein getragene Politisierung weise ich ausdrücklich zurück. Parteipolitische Ausrichtungen sind in der Kirche nicht relevant, es geht einzig und allein um die Sache. Um die muss im öffentlichen Raum gerungen werden. Wir werden uns auch in Zukunft in aller Deutlichkeit in die öffentlichen Debatten einbringen, wenn Anlass besteht, an die Grundorientierungen des christlichen Glaubens zu erinnern.

Ein wichtiges Kriterium für meine öffentlichen Stellungnahmen sind auch der Wille und die Beschlüsse der kirchenleitenden Organe, etwa der Synode, die durch die Stimme des Landesbischofs zusätzlich öffentliche Aufmerksamkeit bekommen sollen. Und es spielt eine Rolle, ob durch die Arbeit von Kirche und Diakonie Fehlentwicklungen in der Gesellschaft sichtbar werden, die nach öffentlicher Aufmerksamkeit und Korrektur verlangen.

Alle genannten Kriterien sind im Falle der Abschiebungen nach Afghanistan gegeben gewesen. Zusammen mit Kardinal Marx habe ich mich gegen diese Abschiebungen geäußert, weil die Synode in Bad Reichenhall einen entsprechenden Beschluss gefasst hat, und, weil mich, zum Teil täglich, Briefe von ehrenamtlichen Flüchtlingshelfern von der Kirchenbasis erreicht haben, aus denen große Angst, angesichts der politisch offensiv propagierten Abschiebungspraxis nach Afghanistan gesprochen hat, auch wenn die Zahl der Fälle bisher begrenzt ist. Der UNHCR-Bericht hat deutliche Zweifel an der Sicherheitslage in Afghanistan zum Ausdruck gebracht. Auch sind viele Menschen von Abschiebung bedroht, die in unserem Land gut integriert und verwurzelt sind und von der lokalen Wirtschaft gebraucht werden. Aus diesen Gründen war ein öffentliches Wort nötig.

Die Widersinnigkeit von Abschiebungen gut integrierter Menschen ist jenseits der Afghanistan-Fälle für mich ein wichtiges Thema. Es muss einen Weg geben, rechtliche Bleibemöglichkeiten für Menschen zu schaffen, die niemand in den lokalen communities hier zurück in ihre Heimatländer schicken will. Wenn heute Menschen ohne lange Wartezeiten und den damit verbundenen Einwurzelungsprozessen ein faires Verfahren bekommen und es zu dem Ergebnis führt, dass sie in ihre Heimatländer zurück müssen, dann erheben wir dagegen keinen grundsätzlichen Einspruch. Ihr möglicher Zugangsweg nach Deutschland würde über ein Einwanderungsgesetz führen oder – solange es das noch nicht gibt – über entsprechende, jetzt schon bestehende Regelungen.

Mit den hier bereits integrierten Menschen sollte aber anders umgegangen werden. Mehr als eine halbe Million abgelehnter Asylbewerber lebten zum Jahresende 2016 in Deutschland. 80% von ihnen – diese hohe Zahl hat mich überrascht – sind schon länger als sechs Jahre im Land. Fast die Hälfte der Abgelehnten hat ohnehin ein unbefristetes Aufenthaltsrecht. Ein zusätzliches Drittel verfügt über ein befristetes Aufenthaltsrecht. Dass die Verfahren in der Vergangenheit jahrelang gedauert haben, hatte zur Konsequenz, dass viele Menschen mit ihren Familien hier heimisch geworden sind. Für sie sollten rechtliche Regelungen gefunden werden, damit sie endlich ohne Angst vor Abschiebung hier leben können. Wir brauchen mehr Flexibilität in der Bleiberechtsregelung des § 25 b AufenthG, die auch ein Abweichen von den langen – aus unserer Sicht *zu langen* – im Gesetz genannten Fristen erlaubt, wenn Menschen sich gut und schnell integriert haben. Das wäre eine humane und eine kluge politische Maßnahme!

Auch zum Kirchenasyl musste ich mich öffentlich äußern. In der Vergangenheit bin ich damit bewusst extrem zurückhaltend gewesen, weil gerade in diesem Bereich öffentliche Äußerungen oft eher schaden als nützen. Nachdem sich nun die Fälle häuften, in denen staatsanwaltliche Ermittlungsverfahren gegen Pfarrerrinnen und Pfarrer unserer Kirche angestrengt wurden, war diese Zurückhaltung nicht mehr möglich.

Wir haben immer deutlich gemacht, dass mit dem Kirchenasyl keinerlei Beanspruchung eines zweiten Rechtswegs oder eines kirchlichen Sonderrechts verbunden ist. Es geht hier um eine sehr alte humanitäre Tradition, die sich letztlich als Dienst am Recht versteht, dem es ja auch um Humanität gehen muss.

Die nach wie vor sehr begrenzte Zahl von Kirchenasylen in der Evangelischen Kirche in Bayern zeigt, dass die Gemeinden verantwortungsvoll damit umgehen. Die Menschen, die sich hier engagieren, tun dies mit hohem persönlichen Einsatz und viel Empathie für Geflüchtete in extremen Härtesituationen. Deswegen habe ich mich ausdrücklich vor sie gestellt.

Ich bin dankbar für alle Signale der Deeskalierung, auch aus der Politik. Eskalation nützt bei diesem Thema am Ende niemandem. Es muss um beides gehen: das Bewusstsein für die Kostbarkeit unseres Rechtsstaates und den Respekt davor, dass verantwortungsvoll praktiziertes Kirchenasyl dem Rechtsstaat dabei helfen will, seiner Verpflichtung zum Schutz von Leben und Würde geflüchteter Menschen nachzukommen. Ich spreche bewusst von verantwortungsvoll praktiziertem Kirchenasyl, um deutlich zu machen: Es geht hier nicht um ein Außerkraftsetzen des Rechtsstaats. Kirchenasyl, so wie wir es in den Erklärungen der kirchenleitenden Organe immer verstanden haben, ist eine kirchengemeindlich getragene Form gewissenhaft begründeter Zivilcourage, damit Menschen zu ihrem Recht kommen. Die

Synode selbst hat einmal formuliert, dass Kirchenasyl "Dienst am Rechtsstaat" ist und sein wolle. Nichts anderes rufe ich dem Staat und zugleich uns allen in Erinnerung. Ich wünsche mir, dass alle Beteiligten Empathie und Klugheit so miteinander zu verbinden wissen, dass auch in Zukunft menschengerechte Lösungen gefunden werden.

4. Christus im Zentrum – Hoffnung für die Ökumene

Beim Ringen um die Themen der Flüchtlingspolitik, in der praktischen Unterstützung der Geflüchteten und ihrer Integration ist bei Katholiken und Protestanten gleichermaßen zu spüren, dass sie sich an dem gemeinsamen Zentrum ihres Glaubens orientieren, an Jesus Christus. Die große ökumenische Geschwisterlichkeit, die wir gegenwärtig erleben, und für die ich zutiefst dankbar bin, hat ihren Grund in einem neuen Hören auf Jesus Christus. Ökumenische Gottesdienste bilden die Kraftquelle für alles andere und inspirieren den ökumenischen Charakter des Reformationsjubiläumjahres.

Schon der Beginn dieses Jahres war aufsehenerregend: Erstmals hat ein Papst in einem feierlichen Gottesdienst ein Reformationsjubiläum mit eröffnet.

Die Bilder gingen durch die Welt – besonders das von der Umarmung des Papstes mit der schwedischen Erzbischöfin Antje Jackelen. Wir haben von dem Gottesdienst zur Eröffnung des Jubiläumjahres in Berlin aus voller Freude Grüße nach Lund geschickt. Und wir haben Kardinal Lehmann, als erstem Katholiken, die Luther-Medaille überreicht. Alles deutliche Signale: erstmals in der Geschichte wird ein Reformationsjubiläum nicht in Abgrenzung zur katholischen Kirche oder national überhöht gefeiert, sondern ökumenisch und international

Inzwischen haben wir als Rat der EKD den Papst besucht und ihn, gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Deutschen Katholischen Bischofskonferenz, nach Deutschland eingeladen. Wir haben den „Healing of Memories“-Gottesdienst in Hildesheim gefeiert. Es war sehr bewegend, die Wunden ausdrücklich zu benennen, die wir den anderen zugefügt haben und zugleich zum Ausdruck zu bringen, warum wir dankbar sind für unsere römisch-katholischen Geschwister und dafür, dass sie, wie wir, den Namen Jesu Christi tragen. Besonders hat mich berührt, wie Jugendliche die große Barriere vor dem Altar aufgerichtet haben und sie plötzlich zum Kreuz geworden ist, das uns den Weg zum Altar und den Weg zueinander öffnet.

Durch die Fernsehübertragung konnten nicht nur die Menschen in der Hildesheimer Michaeliskirche, darunter die gesamte Staatsspitze, Zeuginnen und Zeugen dieses Momentes werden, sondern viele Menschen überall im ganzen Land. Ich setze darauf, dass dieses tiefe Gefühl neuer Zusammengehörigkeit unter dem Kreuz auch Rückenwind sein wird für konkrete Fortschritte, z.B. beim Abendmahl für konfessionsverbindende Ehen und für eine Abendmahlsgemeinschaft in der Zukunft. Und ich hoffe, dass das ganze Reformationsjubiläums- und -gedenkjahr dazu führt, dass Kardinal Marx mit seiner Vorhersage recht behält: „Uns Christen kriegt man nach 2017 nicht mehr auseinander“.

5. Das Reformationsjubiläum übertrifft alle Erwartungen

Die erste Halbzeit des Reformationsjubiläumjahres hat eine große Dynamik entwickelt.

Die pünktlich zum Start des Reformationsjubiläums veröffentlichte neue Lutherbibel übertrifft alle Erwartungen. Alle 260.000 Exemplare der Bibel, deren Revision genau zum Reformationsjubiläum fertig geworden ist, waren vor Weihnachten vergriffen. Inzwischen sind rund 320.000 Exemplare verkauft, über 100.000 Downloads der Bibelapp sind zu verzeichnen.

Der Europäische Stationenweg, den ich wenige Tage nach dem 31. Oktober in Genf mit eröffnet habe, kam zum richtigen Zeitpunkt. Die unzähligen Menschen, die den Truck, der durch 19 europäische Länder führt, erleben, sind ein starkes Zeichen für das Miteinander in Europa. Die 16 jugendlichen *Volunteers* die den Truck begleiten, berichten von tollen Begegnungen und beeindruckender Gastfreundschaft, ob in der Schweiz, Ungarn, England oder Lettland. In wenigen Tagen kommt der Truck nach Bayern! Am 15. April um 12 Uhr wird er hier in Coburg offiziell begrüßt werden. Dann fährt er weiter nach Augsburg und Nürnberg.

Das Luther-Pop-Oratorium, das Erfolgsproduzent Dieter Falk für geschrieben hat, übertrifft alle Erwartungen. Die Hallen sind gefüllt. In den acht Aufführungen machten mehr als 15.000 Sängerinnen und Sänger mit. 60.000 Zuschauer kamen. In allen überregionalen Medien wird berichtet. Ich werde die Hauptprobe und die eindrucksvolle Aufführung in der ausverkauften Münchner Olympiahalle nicht vergessen.

Offensichtlich gelingt es, Interesse für die Person Martin Luther zu wecken und für die Inhalte, die sich mit ihm verbinden, weit über die normalerweise von uns als Kirche erreichten Adressaten hinaus. Der von der evangelischen Produktionsgesellschaft Eikon mit produzierte Film "Katharina Luther" etwa – um ein weiteres Beispiel zu nennen – war ein sensationeller Erfolg. 7,3 Millionen Zuschauern sahen den Film an einem Mittwochabend um 20.15 Uhr. Das bedeutete einen Marktanteil von 22,5%. Normal auf diesem Sendepfad sind 11%.

Meine große Hoffnung ist, dass Menschen sich durch solche niederschwellige Zugänge zu den Themen der Reformation auch für deren Inhalte neu interessieren und vielleicht sogar begeistern lassen.

Wir feiern das Reformationsjubiläum als lutherische Kirchen in der deutschen und europäischen Wiege der Reformation, doch mittlerweile sind wir eine weltweite Gemeinschaft, mit dem Namen „Lutherischer Weltbund, eine Kirchengemeinschaft.“ Dieser Lutherische Weltbund feiert im Jahr 2017 – zusätzlich zum 500. Reformationsgeburtstag – sein 70. Jubiläum. Der LWB hat sich bewusst entschieden, seine Vollversammlung im Mai 2017 nicht in Deutschland, sondern in Windhuk, Namibia, abzuhalten, um auf die weltweite Reichweite der Reformation hinzuweisen.

Gegründet wurde der Lutherische Weltbund als „eine freie Vereinigung von lutherischen Kirchen“ im Jahr 1947 in Lund in Schweden. Im Laufe der Jahrzehnte entwickelte sich der LWB aus einer freien Vereinigung von Kirchen zu einer *communio*, einer lebendigen und verbindlichen Kirchengemeinschaft. Diese Kirchengemeinschaft will das inner-lutherische Miteinander aktiv gestalten. So gibt es seit z.B. dem Jahr 1984, als sichtbaren Ausdruck der *communio* untereinander Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Derzeit ringt die Gemeinschaft wieder neu um das Thema Frauenordination und das Verständnis von Homosexualität und Familie. Als Kirchengemeinschaft ist der LWB auch klar erkennbarer Dialogpartner anderen Konfessionen gegenüber. Dies haben wir bei der gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre 1999 erlebt. In den vergangenen Jahren gab es einen vergleichbaren Prozess zur Ämterfrage. Derzeit gehören 72 Millionen lutherische Christen und Christinnen zu dieser Gemeinschaft, sie kommen aus 145 Mitgliedskirchen in 98 Ländern.

Thema der Vollversammlung 2017 wird die reformatorische Erkenntnis sein: „Befreit durch Gottes Gnade.“ Und damit verbunden die Frage, wie Menschen heute diese Freiheit erfahren können. Der LWB fokussiert dies mit drei Themen: Wir können unsere Erlösung nicht kaufen (salvation not for sale). Wir dürfen die Schöpfung nicht zum Ausverkauf preisgeben (creation not for sale) und wir dürfen den Menschen nicht zur Ware machen (human beings not for sale). Über diese Themen werden die Delegierten aus all den Mitgliedskirchen im Mai diskutieren. Ich freue mich, dass unsere bayerische Kirche, sowohl durch die Kirchenleitung, Synodalpräsidentin Preidel und die Oberkirchenräte Martin und Blum, bei der Vollversammlung vertreten ist, als auch durch weitere Hauptamtliche, Ehrenamtliche und Jugendliche, die die Erfahrung von Namibia nach Bayern tragen werden. Sie alle können die Ereignisse in Namibia über live-stream oder über die sozialen Medien verfolgen.

6. Der PuK-Prozess

Der aktuell laufende Prozess „Profil und Konzentration“, will für die Bayerische Kirche eine Vision erarbeiten und konkretisieren, mit der wir in den nächsten Jahren unter veränderten, äußeren Bedingungen, Zeugnis geben wollen von der Liebe des menschengewordenen Gottes.

Ich glaube, dass es eine kluge Entscheidung war, sich dafür so viel Zeit zu nehmen. Anstatt bei absehbarem Rückgang der Finanzen hastig Streichlisten zu erstellen, haben wir beschlossen, gründlich theologisch zu reflektieren, wohin wir wollen. Aufbrüche sind nur möglich, wenn wir Ziele und Wegmarken vor Augen haben. Von den verschiedenen Zusammenhängen, in denen wir über diese Themen diskutiert haben, ging ein Geist der Geschwisterlichkeit und des Aufbruchs aus. Es ist eine Begeisterung spürbar, die sehr genau von den Herausforderungen weiß – und den damit verbundenen schmerzlichen Prozessen des Loslassens. Die aber zugleich zuversichtlich ist, dass unser Glaube Kraft und Orientierung gibt für die anstehenden Veränderungen.

Ich bin der PuK-Arbeitsgruppe sehr dankbar, dass und wie sie uns in diesen Prozess geführt hat, und ich bin gespannt auf die Diskussionen auf dieser Synode. Dank gebührt vor allem unserem Planungsreferenten Thomas Prieto Peral. Er hat die meiste Zeit und Energie in den Prozess gesteckt und den Erfolg besonders befördert.

Die Mitgliedskirchen des LWB haben in den vergangenen Jahren herausgearbeitet, wie sich unser Missionsverständnis, also das Verständnis davon, wie wir Christus in dieser Welt bezeugen, weiter entwickelt hat. Dieses Verständnis der weltweiten Kirche, sollte auch für unsere Vision vom Auftrag der Kirche leitend sein. Nicht die Kirche weiß und belehrt die anderen. Es gilt somit in der Mission nicht mehr die Unterscheidung von Subjekt und Objekt. Nicht wir Menschen sind es, die Mission betreiben, sondern es ist Gottes Mission für diese Welt, in die wir hinein genommen sind. Das prägendes biblisches Bild für dieses theologische Verständnis ist der Gang der Jünger nach Emmaus: Zwei Menschen sind auf dem Weg. Sie trauern, sie fragen, sie zweifeln, sie suchen nach Orientierung, sie hoffen. Und: Sie werden von Jesus begleitet, ohne ihn zu erkennen. Erst als sie abends zusammen essen, gehen den beiden Männern die Augen auf und sie erkennen Jesu Gegenwart. „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete und uns die Schrift öffnete?“ Diese Erfahrung gibt Ihnen die Kraft und den Mut wieder nach Jerusalem zu gehen und von Jesu Auferstehung zu berichten. Für uns als Kirche, als Gemeinschaft, heißt das. Wir gehen jeden Tag diesen Emmausweg. Jeden Tag suchen wir und fragen wir und machen gleichzeitig die Erfahrung, dass Gott mit uns geht, bei uns ist. Die Kirche bleibt ein heiliger Raum, in dem wir Glaubende, die Gegenwart Gottes erfahren dürfen. Doch zugleich werden wir bevollmächtigt in der Realität dieser Welt, so wie sie ist, zu leben und zu handeln.

Das zweite, damit verknüpfte Verständnis besagt, dass wir unseren kirchlichen Auftrag von den Rändern her verstehen müssen und dort handeln sollen. Das Zeugnis der Liebe des menschengewordenen Gottes beginnt, wo Leben brüchig ist, wo es gefährdet ist oder in Frage gestellt wird, also in den Unsicherheiten des Lebens, wie ich bereits gezeigt habe. Da, wo die vermeintlichen Sicherheiten erodieren und das Tragische und Unerwartete in ein Leben einbricht. Die Ränder, an denen Gottes Mission beginnt, das ist die Suche nach Hoffnung und Kraft im Hospiz oder bei der Betreuung der demenzkranken Eltern, das ist die Verstrickung in Schuld und der schwere Weg zur Buße, das ist die Überforderung im Beruf oder als alleinerziehendes Elternteil, das ist die Obdachlosigkeit und das Flüchtlingsschicksal. Hier setzt die Mission Gottes an, an den Rändern des gesicherten Lebens. Hier ist die Sehnsucht groß nach Heilung und Segen. Hierhin sind wir gerufen. Wir brauchen als Kirche nicht unsere kirchlichen Strukturen oder unsere theologische Sprache in das säkulare Leben auszuweiten, sondern wir sind aufgerufen, mit anderen Menschen mitzugehen. Unser Auftrag ist ein Emmausgang.

Wir sind an die Orte gerufen, an denen Menschen nach Halt suchen, nach Sinn fragen und ihr Schicksal nur schwer alleine tragen können. Wir sind selbst auf dem Weg mit denen, die suchen, und es ist Jesus Christus, der uns gemeinsam immer wieder neu die Augen öffnet für das, was unser Leben heil macht und hoffnungsvoll.

Annekathrin Preidel und ich werden morgen das Arbeitspapier der Arbeitsgruppe „Profil und Konzentration“, einbringen. Einige grundlegende Aspekte möchte ich aber zum Schluss schon jetzt erläutern:

1. Die größte Stärke unserer Kirche sind die Menschen. Wir haben viele motivierte und kreative Haupt- und Ehrenamtliche, die mit großem Einsatz im Sinne des Evangeliums Gutes bewirken. Ich bin dankbar für diese hohe Motivation, die ich bei Begegnungen in Gemeinden und Dekanatsbezirken oder bei Gesprächen in meinem Büro spüre. Viele machen sich schon seit langem Gedanken, wie moderne Verkündigung aussehen kann, wie Seelsorge in heutigen Lebenswelten gut gelingen kann oder wie diakonische Arbeit heute organisiert sein muss. Aber nicht immer sind die gegebenen Arbeitsstrukturen dafür dienlich. Es gilt hier eine gute Lösung zu finden, die die Motivation vor Ort stärkt und zugleich vernetztes, arbeitsteiliges, gabenorientiertes Arbeiten ermöglicht.

2. Wir müssen unsere mentale Kultur und institutionelle Eigenlogik verändern bzw. überwinden und in Netzwerken denken lernen. Netzwerk darf nicht als Zusatzaufgabe verstanden werden, die man zeitlich irgendwie unterbringen muss. Es geht darum, Schwerpunkte zu setzen, sich zu konzentrieren, mit anderen zu kooperieren, flexibel und mit mehr Teamgeist. Wir können uns innerkirchlich vernetzen: Als Beispiel nenne ich den Konfirmandenunterricht, der vernetzt oftmals besser organisiert und interessanter gestaltet werden kann. Wir können uns ökumenisch vernetzen: Als Beispiel nenne ich gemeinsame Angebote in der Erwachsenenbildung. Vernetzung kann aber auch außerkirchlich gedacht werden, in Kooperationen mit kommunalen Vereinen oder Betrieben. Hier gibt es gute Erfahrungen aus der Fundraising-Arbeit.

3. Wir müssen beweglich und bereit sein, die Menschen dort aufzusuchen, wo sie leben, auch an den Rändern. Menschen sind in Zeiten großer Entspannung wie auch höchster Anspannung besonders offen für geistliche Impulse und seelsorgerliche Begleitung. Daher ist es gut, dass die Kirche zum Beispiel im Tourismusbereich präsent ist. Es ist wichtig, dass wir bei unseren Kasualien auf die Menschen zugehen und ihre Glaubensfragen ernst nehmen. Taufkatechesen und Glaubenskurse können dem Ausdruck verleihen. Geistliche Formate christlicher Glaubenspraxis werden an Bedeutung gewinnen, denn sie geben der Sehnsucht nach spiritueller Erfahrung Raum. Jugendkirchen, FreshX-Projekte, ökumenische Exerzitien im Alltag oder Orte für innere Einkehr sind im vernetzten Denken keine Angebote „neben“ den Gemeinden, sondern ein Teil des Ganzen und ein Teil der Missio Dei.

4. Wir müssen Menschen dort aufsuchen, wo sie sich bewegen. Ein Ort, wo Menschen viel Zeit verbringen, ist der virtuelle Raum, das Internet. Diese Räume bieten die Chance, mit Menschen auf anderen Wegen in Dialog zu treten. Es geht nicht darum, die direkte Kommunikation zwischen Menschen zu ersetzen. Es geht um ergänzende Kommunikationswege, vor allem mit denen, die zu unseren anderen Formen keinen Zugang finden.

Viele Kirchenmitglieder warten darauf, dass wir uns im Internet präsenter zeigen und dort mit ihnen über interessante und kritische Themen diskutieren. Wenn wir Fake News und Hasstiraden nicht nur beklagen wollen, so müssen wir uns zunehmend im Netz engagieren, um weiter für einen demokratischen und freien Meinungs austausch einzutreten.

Ich nenne das Engagement der Gruppe #ichbinhier, die sich im Netz zusammengeschlossen hat, um gegen solche Hassbotschaften vorzugehen. Immer dann, wenn ein Mitglied dieser Gruppe eine Falschmeldung oder eine Hassbotschaft im Netz entdeckt, teilt er/sie dies den anderen mit. Dann versuchen möglichst viele Gruppenteilnehmer durch ihre Posts dem Hass etwas Positives oder den Fake News eine Richtigstellung entgegenzusetzen.

Und es gilt, die Inhalte des christlichen Glaubens viel mehr als bisher auch in den digitalen Lebenswelten ins Gespräch zu bringen.

Und es gilt, die Inhalte des christlichen Glaubens viel mehr als bisher auch in den digitalen Lebenswelten ins Gespräch zu bringen. Wenn es uns darum geht, das Evangelium in der heutigen Zeit auszurichten an alles Volk" (Barmen VI), dann müssen wir viel mehr Ressourcen darin investieren, dort präsent zu sein, wo Menschen heute so viel Zeit verbringen.

5. Wir brauchen eine gute Balance zwischen Identität und Steuerbarkeit. Unsere Kirche braucht Verwurzelung vor Ort, Heimat. Gleichzeitig muss unsere Kirche in ihren Diensten so flexibel und vernetzt wie möglich organisiert werden. Der Schlüssel dafür ist nach „Profil und Konzentration“ die Aufwertung der mittleren Ebene von einer Verwaltungs- zu einer Gestaltungsebene. Es wäre ein großer Vertrauensbeweis und Kulturwandel, wenn die kirchenleitenden Organe der Strategie zustimmen würden, deutlich mehr Verantwortung für Personal, Gelder und konzeptioneller Arbeit in diese Handlungsräume abzugeben. Ich wünsche mir, dass dies eine Initialzündung für ein neues vertrauensvolles Miteinander der Akteure wird. Dazu gehört die Botschaft an die Gemeinden, dass es keine Fusionen von oben geben wird. Es bleibt den Handlungsräumen überlassen, ortsgemäße Lösungen zu finden. Ich hoffe sehr, dass die Gemeinden das als große Chance entdecken und sich der gemeinsamen Arbeit in einem Handlungsraum und der gemeinsamen Profilierung vor Ort mit Neugier und in einem Geist des Aufbruchs öffnen werden.

Wir können diesen Prozess nur miteinander gehen. Lasst uns eine Kultur des gegenseitigen Vertrauens und des „vernetzten Wir-Gefühls“ entwickeln, das die beste Grundlage dafür sein wird, dass wir auch unter veränderten gesellschaftlichen und finanziellen Bedingungen ausstrahlungsstark Kirche sein können!

7. Schluss

In Zeiten der Unsicherheit sind wir geneigt, das Vertraute, das Bekannte und Altbewährte hoch zu halten und darin liegt auch ein großer Wert. Die innere Gewissheit unseres Glaubens, von der ich im Hinblick auf den Umgang mit Anschlagsgefahren gesprochen habe, ermächtigt uns aber zu noch mehr. Sie ist nicht nur eine Quelle des Vertrauens in einer unsicheren Welt, sondern sie ist auch eine Quelle der Zuversicht, wenn es um unsere Zukunft als Kirche geht.

Wir brauchen keine Angst vor Veränderung unserer kirchlichen Strukturen zu haben. Wir wissen, dass einer uns nie verlässt, der Alpha und Omega ist, von dem unsere Kraft kommt und der uns die Liebe schenkt, die wir dann selbst ausstrahlen können. Ja, wir können voller Zuversicht in die Zukunft gehen, denn wir können jeden Tag von neuem sagen: „Der HERR ist unseres Lebens Kraft, vor wem sollte uns grauen!“